

# Nasse Stiefel und frischer Fisch



Mam umklammert mit den Händen eine kleine Puppe, genäht aus einem Stoffstück der Tunika meines Vaters. Die Puppe ist ihm nachgebildet, ein paar seiner Haarsträhnen sind auch dran. Sie ist jetzt zerlumpt. Versengt, wo sie sie verbrannt hat, vernarbt, wo sie sie aufgeschlitzt und dann wieder zugenäht hat. Ihre Waffe heute Nacht besteht aus den Dornen des Brombeergestrüpps, das Matt Taylors Hecken zuwuchert, und sie hat auch noch ein paar Tropfen von ihrem eigenen Blut darauf gegeben.

Ich kauere mich neben sie an die Hauswand, aber sie lässt sich gar nicht aus der Ruhe bringen. Sie drückt einen Dorn, ganz langsam, sodass ich den Stoff reißen höre, ins Bein der Puppe. »Weil du bei Sturm rausgesegelt bist«, sagt sie. Tränen laufen ihr übers Gesicht in den Mund, und die Worte sind nass, glitschig und bitter.

Der nächste Dorn geht in seine Wange. »Weil du der See erlaubt hast, dich zu verschlingen.«

Und noch einer und noch einer und noch einer, in seine Brust, seinen Rücken, wo immer sie Platz findet. »Weil du uns verlassen hast, weil du uns so runterkommen ließest, weil du die Kinder einem Leben in Hunger und Kälte überlassen hast ...«

Ich strecke den Arm aus, lege meine Hand über ihre und halte sie zurück. Es kommt nie etwas Gutes dabei heraus, die Puppe nährt nur den Schmerz, und ich ertrage es nicht, sie wieder damit zu sehen. Sie zögert, ihre Finger schweben immer noch über der Puppe, dann schaut sie auf und blickt in die Ferne, an meiner Schulter vorbei, und reibt sich das Gesicht. Dabei schmiert sie sich irgendwas auf die Wange.

»Weißt du noch?«, sagt sie, ohne ihre Blickrichtung zu ändern.

»Vater?«

»Wie das Leben damals war.«

Ich suche nach einer Antwort, die sie nicht verletzen wird. »Manchmal.«

Ich habe versucht, meine Erinnerungen festzuhalten, sie einzuschließen wie eine Motte in einem Tropfen Baumharz, der noch am Stamm klebt, aber sie wollen einfach nicht bleiben. Mittlerweile sind seit seinem Tod mehr Jahre vergangen, als wir jemals zusammen hatten.

Ab und zu kommt ein Bild, ein Geruch, der ihn zurückbringt. Wie er die Augenbrauen hochzog und sich in seinen Augenwinkeln kleine Fältchen bildeten, wenn er auf mich herablächelte, vorbei an seinen

lang gestreckten Beinen und seinem großen Körper, der Luftzug, wenn er mich auf seine Schultern hob. Diese Erinnerungen sind real, da bin ich sicher. Der Geruch von nassen Stiefeln und frischem Fisch. Seine Hände, schwielig, aber zärtlich, die mich sanft in meinen mollen Daumenballen kniffen. Mams Lachen, leise und zärtlich, wie der Klang von Glocken, die in einer kleinen Faust geschwenkt werden. Diese Frau wurde mir auch genommen.

»Das ist alles mit ihm verschwunden«, sagt sie. »Das Essen auf dem Tisch, der Stoff im Fenster, das Holz im Feuer. Du hast früher immer auf den Feldern gespielt mit diesem Bauernjungen. Sie haben dich sogar mal ein Lamm füttern lassen. Wir sind zu Dorfständen gegangen. Ich hab Alice Turner früher eine Freundin genannt, jetzt spuckt sie aus, wenn sie mich anschaut.«

Ihre Tränen sind getrocknet, aber sie haben saubere Spuren auf ihrem dreckigen Gesicht hinterlassen. Seufzend zieht sie die Dornen aus der Puppe und legt sie beiseite fürs nächste Mal.

»Jonathon«, flüstert sie und streicht sich über die verbliebenen Haarsträhnen. »Komm zurück zu mir, egal in welcher Form, ich werde keine Angst vor dir haben. Komm einfach nur zurück.«

Sie schließt die Hand um die kleine Puppe, hält sie sich an die Wange, drückt sie sich an die Nase. Ich lege meine Arme um sie, und sie sieht mich zum ersten Mal an, schüttelt den Kopf. Sie ergreift meine Hand. »Solltest du ein Leben mit einem anderen wählen, wird dieses Leben in Scherben gehen, und der, den du liebst, wird Grausames erleiden. Bleib dem treu, der dich erwählt hat.«

Vorsichtig löse ich meine Hand aus ihrem Griff. Diese Warnung habe ich schon so oft von ihren Lippen gehört, dass ich mich nicht erinnern kann, mir jemals ein Leben voller Liebe und Glück mit einem anderen vorgestellt zu haben. Was mich jedoch nicht davon abhält, davon zu träumen. Ich lecke mir über die Lippe und schaue über ihre Schulter.

»Wer ist das?«

Wir sehen den Mann erst, als er schon fast bei uns ist. Seine Füße verstreuen Kieselsteine, während er den Pfad entlang zu unserem Haus kommt. Sein schwarzes Gewand bläht sich, seinen weichen Hut muss er sich auf dem Kopf festhalten, damit er ihm nicht vom starken Wind heruntergeblasen wird. Wir warten, immer noch gegen die Mauer gekauert, und beobachten ihn.

Er hätte auch versteckt bleiben können, indem er die Wälder durchquert, die unsere Hügel hochwachsen, am Rande dessen, was einmal das Fischerdörfchen am unteren Fluss war. Aber die Nacht bietet ihm genug Deckung, und er hat sich für den schnelleren Weg über den Pfad entschieden. Er sucht sich seinen Weg durch die schiefen Silhouetten der paar Hütten, die früher unseres umgaben, Häuser, die denen gehörten, die vor langer Zeit der Pest zum Opfer gefallen sind, viele von ihnen noch möbliert mit umgekippten oder kaputten Stühlen oder zerbrochenen Tellern, während sie langsam, aber sicher von Wurzeln und Zweigen zurückerobert werden. Annie durchstreift sie manchmal, sie lässt sich nicht stören von den Geistern derer, die dort immer noch wohnen. Jedes Mal kommt sie mit irgendwelchen Fundstücken zurück, die sie aus dem zurückgelassenen Hausrat geklaut hat. Einige dieser Türen, die immer noch fest schließen, zeigen die Überreste des Kreuzes, mit dem sie markiert wurden, obwohl die meisten abgefallen sind und jetzt im Boden verfaulen, zusammen mit ihren Besitzern.

Der Mond ist hell, der Himmel gesprenkelt mit Sternen, die wie kleine Eisstücke funkeln und die Spur von dunklen Spritzern des Lammbbluts beleuchten. Ich bemerke sie zum ersten Mal, weil Mam mich so abgelenkt hatte. Wir brauchen Regen, um unsere Schuld abzuwaschen, aber heute Nacht wird keiner mehr kommen.

Mam wischt sich übers Gesicht und steht auf. »Ins Haus«, sagt sie, und ich gehorche nur zu gerne. Er kommt uns regelmäßig besuchen, deswegen fürchte ich ihn nicht. Er kann sich mal besser und mal

schlechter beherrschen, aber er ist nie böse. Heute Abend verlangsamt eine gewisse Melancholie seine Schritte, deswegen schenke ich ihm ein Lächeln, denn das ist alles, was ich zu bieten habe. Er erwidert es und gibt mir zwei Rettiche, an denen noch Erdkrümel hängen.

»Danke.«

»Nächstes Mal bring ich euch Brot.« Seine Stimme klingt angestrengt, erdrückt unter der Last seines Elends.

»Du brauchst einen Heiltrunk«, sagt Mam, als ich mich abwende.

Seine Stimme wird leiser, und ich bleibe absichtlich noch kurz auf der Schwelle stehen, um seine Antwort zu hören. »Ich wünschte, ich könnte widerstehen, ein Mann in meiner Stellung sollte eigentlich stärker sein. Aber ich fürchte, wenn ich den Trunk nicht bekomme ...«

»Jeder Mann braucht Trost, Seth«, sagt Mam.

Die Tür schließt sich, und ich stehe in der Düsternis, taste nach dem Tisch, um die Rettiche draufzulegen, mache ein paar Schritte mit einer Hand an der Wand, bis mein Fuß gegen den Stapel von Fundstücken stößt, die Annie neben unserer Matratze lagert: Steine, und ihre Lieblingsmuschel vom Strand, flach und glatt. Die Stücke, die sie aus den verlassenen Häusern rundherum mitgebracht hat: Teile von Schüsseln, die in scharfkantige, verdreckte Scherben zerbrochen sind. Ich krieche neben sie und versuche ganz bewusst, nicht daran zu denken, was sie einmal enthielten, was für Hände sie gehalten haben.

Nur wenige kommen an unsere Tür, und Seth ist der netteste von allen, weil er immer irgendein Geschenk mitbringt, und wenn er gut gelaunt ist, nimmt er Annie bei den Armen und schwingt sie im Kreis, bis sie vor Lachen Schluckauf kriegt. Wenn wir ihn im Dorf sehen, müssen wir ihn dort wie einen Fremden behandeln, denn sie kennen ihn dort unter einem anderen Namen.

Ich freue mich besonders, dass er heute Abend gekommen ist, die Gesellschaft und die Münze, die er mitbringt, werden Mam von ihrem Kummer ablenken. Mein Vater war kein perfekter Mann, das weiß sie genauso gut wie ich, wenn sie mit leuchtenden Augen von seinem Trinken und Flirten erzählt. Doch sie verzeiht ihm immer wieder. Sie verzeiht ihm alles, nur nicht, dass er gestorben ist.

Das Lamm gestattet uns, zwei Tage lang zu leben wie die anderen, wie Mam, John und ich es von früher kennen. Am dritten Morgen haben wir bloß noch die Brühe, und Annie hat alle Knochen gründlich abgeleckt. Als ich ihre Haut fertig abgesehen habe, wendet sich Mam zu mir.

»Wir müssen ins Dorf.« Sie fängt Annie ein, die sich bei den Worten in den Wald stehlen will. »Und du, mein Mädchen, du hast hier Arbeiten zu erledigen. Komm, Tau-Springer.«

Mam nimmt ihren Schutzgeist zu jedem Gang ins Dorf oder zu den Cottages an der Küste mit, zur Sicherheit. Sie hat uns oft gewarnt, dass wir unser Wissen nicht mit Außenstehenden teilen sollen. Wir müssen immer eine Kluft zwischen ihren Leben und dem unsrigen wahren. Ich frage mich, welche Gestalt mein Schutzgeist einmal annehmen wird, wenn die Zeit kommt, und ob er mir auch ein Gefühl von Sicherheit verleihen wird.

Wir begleiten Mam bis zum Dorf. Auf dem Pfad sind immer noch Spuren von Lämmerblut zu sehen, das wir mit keiner Silbe erwähnen. Nächstes Mal beim Wasserholen werde ich versuchen, es wegzuwaschen. Wir können es uns nicht leisten, Ärger zu provozieren. Die meisten ertragen uns ohne Klage, denn sie brauchen Mams Heilwissen, aber es wird immer ein paar Leute geben, die uns wegen anderer Dinge verdächtigen. Wegen Schlimmerem. Und es stimmt ja auch, dass Mam, wenn man sie

verärgert, nicht zögert, dunkle Mächte anzurufen, um Leid über jemand zu bringen. Matt Taylor gehört zu denen, die uns nicht besonders wohlwollend begegnen, es bräuchte nicht viel, um ihn von unserer Schuld zu überzeugen.

Wir trennen uns von Mam, als wir uns den Cottages der Fischer nähern, die den Hafen säumen. John hat ihr von einer Frau erzählt, deren Henne brütet, aber nicht legen will. Wahrscheinlich ist sie verhext, und sie möchte Mam bitten, ihr zu weissagen, wer dieser Feind ist, um ihn zu bestrafen und das Tier vom Bann zu befreien. Mam trägt die Augen des Lamms und die Blutreste, denn beides könnte hier nützlich sein.

Wir umrunden das Dorf und gehen auf die andere Seite. Ich bin froh, dass sie nicht mehr von mir erwartet als Betteln und Kräutersammeln. Ich weiß aber, dass sie eines Tages darauf bestehen wird, mich in ihre Künste einzuweihen, in die Kräuterkunde und die Heilkunst, aber auch in Verwünschungen und Rache Flüche. Manchmal bietet sie es mir an, aber noch leiste ich Widerstand, denn ich habe Angst, irgendetwas in mir zu wecken: den Ruf zum Zorn, die Lust zu schaden. Den Willen dessen, der mich auserwählt hat.

Es ist Sonntag, und die guten Menschen sind auf dem Weg in die Kirche. Ein Tag, der für uns fast genauso viel bedeutet wie für sie, denn wir müssen uns nach dem Muster ihrer Tage richten, wenn wir sie in großzügiger Laune erwischen wollen. Die Dorfbewohner tragen ihre schönsten Sachen, um vor Gott zu treten, obwohl ich den Grund nie so recht verstanden habe. Er sieht doch bestimmt durch ihre Kleidung hindurch in ihre pechschwarzen Seelen. Keine hübsche Blume wird den einladenden Blick verbergen, der dem Ehemann einer anderen zugeworfen wird, kein Händeschrubben wird die blauen Flecken entfernen, die diese Hand am Vorabend auf dem Gesicht der Ehefrau hinterlassen hat.

Annie und ich sind es gewöhnt, uns unsichtbar zu machen, um Ecken zu schleichen und uns im Schatten herumdrukken. Wir haben gelernt, leise aufzutreten. Über der Hecke sehen wir Mützen und Hüte auf und nieder gehen, deren Besitzer gerade den Pfad hinunterlaufen. Als wir auf die Straße treten, verteilen sie sich in alle Richtungen, als hätte man einen Stein zwischen sie geworfen. Die Damen senken den Blick und machen uns Platz, die Männer heben trotzig das Kinn und starren uns ins Gesicht. Mam hat uns beigebracht, welche Dorfbewohner niemals freundlich zu uns sein werden und welche gerne von ihr kaufen, obwohl keiner von ihnen geneigt ist, etwas zu geben und nichts dafür zu bekommen, wie wir sehr gut wissen.

Der erste Stein trifft Annie am Rücken, und sie schreit auf, in einer Mischung aus Schmerz und Überraschung. Ich höre am Ton, dass sie nicht schwerer verletzt ist, aber drücke sie fester an mich und wirble herum, wo ich einen Jungen und ein Mädchen sehe, nicht viel älter als Annie, die uns lachend weiter mit Steinen bewerfen. Ich werde an der Schulter getroffen und am Arm, den ich schützend um Annie gelegt habe, ein kurzes Stechen und sich ausbreitende Hitze, die nicht besonders stark ist, aber mich verärgert.

»Pestbeule«, rufen sie. »Korbkrabberin.«

Ich werfe Annie fast auf den Boden. »Warte hier«, sage ich und marschiere auf die Kinder zu.

Ihre amüsierten Mienen werden schnell verängstigt, als ich auf sie losgehe. Irgendetwas brennt in mir. Ich habe nicht darüber nachgedacht, was ich mit ihnen tun soll, wenn ich sie gefangen habe. Sie drehen sich um und rennen in die Arme einer Frau, die auf sie zueilt, sich vor sie stellt und mir mit einer Mischung aus Abscheu und Todesangst in die Augen schaut.

»Tut mir leid«, sagt sie. »Tut mir wirklich leid. Sie sind noch Kinder, sie meinen es nicht so.«

»Sie haben uns mit Steinen beworfen. Sie haben meine Schwester verletzt.«

»Ich ... ich weiß, es tut mir leid. Sie bekommen eine Tracht Prügel von mir, ich versprech's, nur bitte ... bitte beleg sie nicht mit einem Fluch, dass sie krank werden.«

Ihr stehen die Tränen in den Augen. Die Kinder verstecken sich hinter ihren schäbigen Unterröcken, geflickt und abgetragen. Ich genieße meine wachsende Wut, ein wütendes Pulsen, das mich groß werden lässt und geflüsterte schwarze Flüche auf meine Zungenspitze drängt. Die Frau kauert vor mir, als wäre ich es, die hier mit Steinen wirft.

Ich hebe das Kinn und strecke die Hand aus. Ich warte. Sie schließt die Augen, senkt den Kopf, und dann fummelt sie in ihrem Unterrock, um ihre Tasche zutage zu fördern. Sie hält sie mir zitternd hin, sodass sie sie kaum aufbekommt, aber es ist sowieso unnötig. Ich kann auch so sehen, dass der dünne, weiche Stoff keine Münzen enthält.

»Bitte«, sagt sie. »Ich komme zu deiner Mam und geb ihr alles Geld, was wir entbehren können. Mein ... mein Mann ist krank und kommt nicht wieder auf die Beine, vielleicht hat sie ja einen Trunk, der ...« Ihre Stimme verliert sich, und ich lasse den Arm sinken, nehme meinen Blick von ihrer betroffenen Miene. Wende mich ab von jedem Mitgefühl, das in mir aufsteigt angesichts ihrer Lage, ihrer Traurigkeit, ihrer Verzweiflung. Wenn sie uns so behandeln, werde ich zu genau dem Wesen, das sie fürchten.

Ich gehe zurück zu Annie, und während die Frau mit ihren Kindern an uns vorbeihuscht, nähern wir uns Samuel Finch, dem Netzmacher, und seiner Frau Nelly. Sie sind jung, frisch verheiratet und noch kinderlos. Mam hat sich noch nicht zu ihnen geäußert, weder im Guten noch im Schlechten, und ich beschließe, mein Glück zu versuchen.

Annie weitete die Augen und lässt die Mundwinkel hängen. Sie ist schmutzig, ihr Gesicht mit Dreck verschmiert, Blätter stecken ihr im zotteligen Haar. Ich ziehe ihr den Finger aus dem Ohr.

»Entschuldigt, Sir«, sage ich und lege ihm die Hand auf den Arm. Der Stoff unter meiner Hand ist dick und warm.

Die beiden bleiben stehen und drehen sich zu mir um. Er schüttelt meine Hand ab, und ich weiß, dass meine Zuversicht ein Fehler war. Trotzdem müssen wir es versuchen.

Ich schiebe Annie vor mich. »Meine Schwester hat Hunger, und wir haben nichts, was wir ihr geben könnten. Es geht jetzt schon ein paar Tage so, und sie ist nur ein kleines Mädchen, so lieb, und sie beklagt sich nie.«

Er schaut sich um. Sie mustert Annie, mit großen und zärtlichen Augen.

»Ich würde nicht bitten, aber sie ist schwach und hungrig, und wenn wir uns nur eine kleine Gefälligkeit von Euch guten Leuten erbitten dürften, wären wir ...«

Nelly lächelt Annie an und beginnt, an den Falten ihres Rock herumzunesteln. Ihre Tasche ist zweifellos prall gefüllt mit Münzen für die Kirche. Gott würde es bestimmt nicht übelnehmen, wenn man mit einer davon einem hungrigen Kind etwas zu essen kaufen würde, denkt sie. Ich kenne diese Art von sanften, mütterlichen Frauen, die freundlich reagieren, und heute wird mein Wissen uns eine Münze einbringen, die wir nach Hause mitnehmen können.

Doch sanfte, mütterliche Frauen bestimmen selten über den Geldbeutel. Er schlägt ihre Hand weg. Ein Armreif aus verblassenden blauen Flecken umgibt ihr Handgelenk.

»Ach, Samuel«, flüstert sie. »Können wir nicht ...?«

»Nein. Willst du dich mit Heiden gemein machen? Auf dem Weg zur Kirche?«

Er dreht sich um und versetzt ihr einen Stoß ins Kreuz, und sie gehen so schnell davon, dass sie ein bisschen ins Stolpern gerät.